

Theodor Strohm, „Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen, in: Ders., Diakonie in der Perspektive der verantwortlichen Gesellschaft. Beiträge zur sozialen Verantwortung der Kirche II, hg. von Volker Herrmann (Veröffentlichungen des Diakoniewissenschaftlichen Instituts 16), Heidelberg 2003, 168-173;

zuerst erschienen unter dem Titel: „Wichern drei“. Die neue Kultur des Sozialen, in: Zeitschrift für evangelische Ethik 42, Gütersloh 1998, 171-175

auch erschienen unter dem Titel: „Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen, in: Volker Herrmann/Annette Leis/Susanne Koschmider (Hg.), Diakoniewissenschaften zwischen Tradition und Innovation (DWI-Info 32), Heidelberg 1999, 65-67

„Wichern drei“ – auf dem Weg zu einer neuen Kultur des Sozialen [1998]

Im September 1848 hielt Johann Hinrich Wichern seine berühmte Stegreifrede auf dem Wittenberger Kirchentag, einer freien Zusammenkunft evangelischer Persönlichkeiten geistlichen und nichtgeistlichen Standes, um einen evangelischen Kirchenbund vorzubereiten. Sein Ziel war es, die Innere Mission unter die zentralen Aufgaben eines evangelischen Kirchenbundes einzubringen. Am 23. September, einen Tag danach, beantragte er die Gründung eines „Ausschusses für die Innere Mission“, der als „Centralausschuß für die Innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche“ mehr als hundert Jahre die Geschicke der Diakonie koordinierte und lenkte. Noch während des Kirchentages erhielt Wichern den Auftrag, seine überaus anregenden Gedanken in einer Denkschrift darzulegen. Bereits im April 1849 veröffentlichte Wichern die umfangreiche Denkschrift „Die innere Mission der deutschen Evangelischen Kirche“, die in wenigen Wochen vergriffen war und bis heute die Geister im deutschen Protestantismus heftig bewegt und – bei aller zum Teil grundsätzlichen Kritik – anregt. Eugen Gerstenmaier knüpfte in der deutschen „Zusammenbruchsgesellschaft“ nach 1945 an Wicherns Programm der inneren Mission an, teilte dies jedoch in „Wichern I“ und „Wichern II“ ein. Er stellte dann fest: die „Versuche, die von Wichern proklamierte, künftige Epoche der christlich-rettenden Liebesarbeit heraufzuführen, sind auf die Innere Mission wie auf die evangelische Kirche gesehen nahezu vollständig gescheitert.“ („Wichern zwei“ 1953). Was war es, was gescheitert ist? Wichern hatte an zentraler Stelle seiner Denkschrift festgestellt: „Ein neuer Schritt, der noch getan werden und verfolgt werden muss, ist: christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale (Familie, Besitz und Arbeit betreffende) Zwecke zu veranlassen. Begibt sich die innere Mission erst ernsthaft an die Verwirklichung dieser Aufgabe, so ist der Grenzstein aufgerichtet zwischen der bisherigen und einer künftigen Epoche der christlich rettenden Liebesarbeit, ...“

Gerstenmaier sah in den Parteigründungen Adolf Stoeckers und Friedrich Naumanns vergebliche Versuche, die prognostizierte „künftige Epoche“ der inneren Mission einzuleiten. Die Engführung der Diakonie auf Vereins- und Anstaltsdiakonie sei nicht überwunden worden. Mit seinem Programm einer „Kirche in Aktion“, in dem von der Basis eines großangelegten Hilfswerkes der Kirche aus das Christliche in alle Bereiche der Gesellschaft, in das Sozialwesen, die Wirtschaft, die Politik, die Presse, den Bildungssektor hineingetragen werden sollte, nahm Gerstenmaier einen neuen Anlauf, Wicherns Vision zu erfüllen.

Kürzlich stellte allerdings der Leipziger Kirchenhistoriker Kurt Nowak im Blick auf Gerstenmaiers Programm der „Kirche in Aktion“ „dessen durch institutionelle Kompromisse notdürftig überdecktes Scheitern“ fest. Es ist kein Zufall, dass diese Stimme aus einem mitteldeutschen Bundesland anlässlich einer Bestandsaufnahme der Diakonie im geteilten Deutschland zu Wort kam. Schon Wicherns Vision einer

Gesamt-Reformation des christlichen Gesellschaftsorganismus – in Kirche, Gesellschaft und Staat – schrumpfte rasch zum „Sozialprotestantismus“ im freien Vereinsleben bei der Betreuung von Kranken, Behinderten, sozial Entwurzelten, bei der Schriften- und Bahnhofsmision. Nowak weist auf die unerwünschte Nebenfolge dieser Entwicklung hin, nämlich die „Entstehung einer diakonischen Sonderwelt: sei es im Blick auf die Gesellschaft, sei es im Blick auf die Landeskirchen und Ortsgemeinden.“ Sowohl im Blick auf Wicherns wie auf Gerstenmaiers Programm könnte die Feststellung des Wichernkenner Karl Janssen zutreffen: Sie wollten „den christlichen Gesellschaftsorganismus und es kam ein imponierender Wohlfahrtsverband.“

Sollte man angesichts solcher eher resignierenden Diagnosen nicht Abschied nehmen von einer Epoche, die mit den Impulsen Johann Hinrich Wicherns ihren Anfang genommen hat? Sollte man nicht einfach akzeptieren, dass die Diakonie in Gestalt ihrer Landes- und Fachverbände und in ihrem Bundesverband, dem Diakonischen Werk der EKD, ein ganz wesentlicher Teil nicht nur der Freien Wohlfahrtspflege in Deutschland ist, sondern – wie es gerade erst im Deutschen Einigungsvertrag wieder unterstrichen wurde – unverzichtbarer Faktor des Sozialstaats in Deutschland darstellt? Eine Antwort auf diese Frage kann nur gegeben werden, wenn man den Blickwinkel verändert. Wenn heute immer häufiger die Frage nach einer neuen Kultur des Sozialen nicht nur hierzulande gestellt wird, dann bezieht man sich auf epochale Verschiebungen, die gerade in den 150 Jahren seit Wicherns Impulsen eingetreten sind.

Wicherns Bemühen, die Vielzahl privater, unkoordinierter Initiativen der Hilfe, „in die große einheitliche Hilfe, welche alle einzelnen Hilfen als ganzes in sich vereint“, zu überführen, kennzeichnet den Beginn organisierter Solidarität größeren Stils. In Form von Zünften, Genossenschaften, Armenordnungen war die naturwüchsige punktuelle Hilfe längst in erste Formen organisierter Hilfe übergegangen. Aber erst in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts angesichts erster Folgen der Industrialisierung, Mobilisierung und Verstädterung bildeten sich Ansätze eines Systems der Fürsorge und sozialen Solidarität heraus. Das 1852 in Kraft getretene Elberfelder System kommunaler Armenfürsorge mit genau geregelten und gegliederten Aufgabenverteilungen von ehrenamtlicher und amtlicher Sozialarbeit fand seine Parallele in Wicherns Systemvorstellung sozialer Verantwortung: „Die ganze Summe der Privatarmenpflege muss ihre nachhaltige Kraft zugleich in der Gemeinschaft und im Zusammenwirken mit diesen öffentlichen Autoritäten suchen. So wird sie als integrierender Bestandteil der ganzen christlichen Armenpflege wahren Bestand haben.“ Thomas Rauschenbach stellte kürzlich mit Recht fest, dass zwei Prinzipien für diese neue Phase prägend werden sollten: die Ehrenamtlichkeit und eine staatlich regulierte Sozialgesetzgebung. Bis weit in dieses Jahrhundert hinein wirkten diese zwei Prinzipien prägend und nötigten zu systematischer Koordination von „öffentlicher“ und „privater“ Fürsorge.

Es war nicht zuletzt die Konsequenz der „Zusammenbruchsgesellschaft“, dass in der Nachkriegszeit der Umgang in Fragen der Solidarität und des Sozialen durch

einen konsequenten Ausbau des Systems sozialer Hilfen und Leistungen, durch Planungsprozesse sowie durch eine schrittweise Ersetzung vorhandener Hilfeformen durch berufliche Organisationen der sozialen Hilfe beantwortet wurden. „Erst mit der gesetzlichen Verankerung, erst mit der staatlich-öffentlichen Zuständigkeit – zumindest in dessen Rolle als Regisseur –, erst mit der systematischen beruflichen Bewältigung der damit verbundenen Aufgaben, kurz: erst mit der Institutionalisierung der öffentlichen sozialen Hilfen wurde eine Stufe erreicht, in der die Kultur des Sozialen auch in der Hilfe von Mensch zu Mensch den Raum des Privaten, des Zufälligen und des Naturwüchsigen verlassen hat, und zu einer geplanten, öffentlich arrangierten Form der Solidarität, der Sorge und des sozialen Bedarfsausgleichs führte.“ (Rauschenbach) Das gewaltige Wachstum der Wohlfahrtsverbände, der rasante Anstieg der Frauen und Männer in sozialpflegerischen Berufen – im Gesundheitsbereich hat sich die Zahl seit 1970 verdreifacht – sind durchaus Kennzeichen dieser Entwicklung. Niemand kann bestreiten, dass Diakonie und Caritas mit ihren vielen hunderttausend Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gemeinsam mit den anderen Wohlfahrtsverbänden in diesem System sozialer Arbeit bzw. Hilfe eine tragende Rolle übernommen haben.

Wenn nun heute unüberhörbar auf die Grenzen dieser Systemwirklichkeit hingewiesen wird, wenn zugleich unübersehbar ganz neue Initiativen freiwilligen bürgerschaftlichen Engagements in großer Zahl entstehen, wenn die Selbsthilfegruppen oder Helfergruppen noch immer in wachsendem Maße sich entfalten, dann wird hier die Frage laut: deutet dies auf einen System- und Paradigmenwechsel hin oder sind dies nur vorübergehende Kompensationen eines in die Krise geratenen Sozialstaats? Hier kommen wir auf Wichern III zu sprechen. Wenn Wichern hoffte, christliche Assoziationen der Hilfsbedürftigen selbst für deren soziale (Familie, Besitz, Arbeit betreffend) Zwecke zu veranlassen, so werden hier Selbsthilfepotentiale angesprochen, neue Zusammenschlüsse und Initiativen, die geeignet wären, das bestehende System zu transformieren. Ich stimme der Überlegung Rauschenbachs zu: „Nach dem Aufbau und Ausbau der Expertenkulturen in Sachen Soziales und Solidarität im 20. Jahrhundert, der in einer zunehmenden Verberuflichung und einer Verlagerung von privaten, naturwüchsigen Hilfeformen in öffentlich organisierte Hilfssysteme zum Ausdruck kommt, geht es nunmehr um eine neue, sekundäre lebensweltliche Aneignung des Sozialen und der Solidarität unter den Bedingungen der Moderne, außerhalb und unterhalb der Expertenkulturen.“ Die Bemühung, soziale Verantwortung zu reintegrieren in lebensweltliche Kontexte, soziale Kompetenz als Bildungsaufgabe zu begreifen, bedeutet weder einen Rückfall in deregulierte private Zuständigkeiten, noch einen Abbau sozialstaatlicher Hilfeleistungen. Es bedeutet aber, dass die Systemwelt die Lebenswelt nicht weiter kolonialisiert, sondern dass beide Wirklichkeiten sich lebendig aufeinander beziehen und so ihre Gemeinwohlverpflichtung erfüllen.

Die Diskussion um die Zukunft der Sozialarbeit bewegt sich heute auf einen Perspektivwechsel zu. Bisläng wurde Sozialarbeit überwiegend erst dann tätig, wenn soziale Probleme der Betroffenen (Familien, Kinder, Jugendliche, Alte, Obdachlose,

Arme) offensichtlich wurden. Soziale Dienste arbeiten professionell und problemorientiert meist an Lösung von Einzelfällen. Trotz aller Ansprüche und bislang noch theoretisch gebliebener Handlungsprinzipien, nämlich offensiv, präventiv, aktivierend und strukturell verändernd tätig zu sein, ist soziale Arbeit nur ansatzweise über Reaktions- und Lückenbüßerfunktionen hinausgekommen. Es fehlen längerfristige, sozialräumliche, umfassende und damit zielgruppenabhängige Lösungsansätze, z.B. durch Aufbau sozialer Netzwerke, die soziale Unterstützung sowohl in präventiver als auch kurativer und rehabilitativer Weise wirksam werden lassen. Zugleich müßte die einseitige Orientierung an professioneller Sozialarbeit zugunsten eines breiten Spektrums freiwilliger, von professionellen Kräften angeleiteter sozialer Arbeit überwunden werden. Aus dieser erweiterten Perspektive entspringen eine Fülle neuer Aufgaben und Handlungsfelder für bürgerschaftliches Engagement und freiwillige soziale Dienste, nicht zuletzt auch für den Bereich des sozialen Lernens.

Längst haben Sozialwissenschaftler nachgewiesen, dass der wachsende Individualisierungsdruck zugleich ein steigendes Sicherheitsbedürfnis erzeugt, das sich sowohl an die sozialstaatlichen Sicherungssysteme als auch an veränderte familiäre Strukturen und tragende Freundschaftsstrukturen wendet. Die Anforderungen an Bildung, Mobilität, berufliche Flexibilität steigen an, erhöhen nicht nur die Entscheidungs- und Handlungskompetenz des Einzelnen, sondern erwecken auch die Bereitschaft, sich an tragenden Netzen, an der Entwicklung gemeinschaftlicher Solidarität zu beteiligen. Allerdings bedarf diese lebensweltlich orientierte Kultur des Sozialen der Förderung und in gewisser Weise auch der Steuerung durch die öffentlichen Solidarsysteme.

Es ist gewiss kein Zufall, dass heute – wie zu Wicherns Zeiten – im Stadtstaat Hamburg durch ein intelligentes Zusammenwirken von Kommune, Kirchengemeinde und Diakonie Vorstöße in ein Neuland sozialer Kommunikation unternommen werden, die teils induziert sind von angelsächsischen Erfahrungen, teils auch sogleich abstrahlen auf andere großstädtische Zentren. Hier wird zugleich deutlich, dass die Entleerung der Ortsgemeinden auch eine Folge der Abwanderung relevanter Lebensfunktionen in die Expertenkultur und Systemwelt gewesen ist. Wie hier ganz neue Zuordnungen entstehen, soll an wenigen Beispielen aus Hamburg deutlich werden: In wenigen Stücken soll davon berichtet werden: In Hamburg sind 6.500 Obdachlose amtlich erfasst, über 1.200 von ihnen haben auch in den bitteren Frostnächten des vergangenen Winters draußen geschlafen, in Erdhöhlen, Hauseingängen oder unter Brücken. Die Gründung einer gemeinnützigen GmbH „Hinz und Kunz“ folgte dem erfolgreichen Start des gleichnamigen Straßenmagazins. Die im Jahr 1763 in Leben gerufene – somit älteste – Bürgerinitiative Hamburgs, die Patriotische Gesellschaft, wurde mit einem Anteil von 33 % Mitgesellschafter der gemeinnützigen GmbH.

Die Gründung des „Hamburger Spendenparlaments“, das inzwischen über 3.000 zahlende Mitglieder (Mindestbeitrag 120 DM) hat, erweitert sich zu einem stadtübergreifenden Forum zur Armutsbekämpfung. Inzwischen wurden an einigen

großen Stadtkirchen die ersten „Kirchenkaten“ für und mit Obdachlosen aufgestellt, die in Dänemark entworfen und hergestellt wurden. Diese Katen rücken an die Altäre und Sakristeien der Kirchen heran. Die Gemeinden – wie auch die zahlreichen Vesperkirchen in Stuttgart und anderswo – nehmen die Hilfsbedürftigen ganz in die Mitte. Für einen Nachtdienst und die Mitarbeit in einem Nachtbus haben sich in drei Wochen über 100 Hamburgerinnen und Hamburger gemeldet. Gleichzeitig wird die Kooperation mit städtischen und gemeinnützigen Instanzen zur Wohnungsbeschaffung für die Betroffenen intensiviert. Die „Stiftung Das Rauhe Haus“, die u.a. 150 junge Menschen in Wohngruppen und ca. 100 junge Menschen in flexiblen ambulanten Betreuungsarrangements begleitet, hat 1993 das so genannte „Statt-Haus“ für Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 12 und 18 Jahren eingerichtet. „Menschen und Räume“ statt „Straße und (Gefängnis-) Mauern“ stehen Jugendlichen „niederschwellig“ zur Verfügung, die aus ihren Bezügen herausgefallen sind, ganz im Sinne Wicherns.

Diese Beispiele genügen, um anzudeuten, worauf „Wichern drei“ hinauslaufen kann. Es erscheint heute an der Zeit, eine neue Balance zwischen den sozialstaatlichen Expertenkulturen und den auf freiwilliger Initiative und gemeinsamer Verantwortung beruhenden „Kulturen des eigenen Lebens“ (Ulrich Beck) herzustellen. Grundlegend für kirchlich-diakonisches Engagement bei der Förderung und Initiierung des Bürgerengagements ist, dass – wie in Hamburg – auf kirchliche Vereinnahmung verzichtet wird und das Ziel – die Hilfe für Notleidende – jederzeit das Zentrum bleibt. Mit dieser Haltung verträgt sich durchaus, die Quelle der eigenen Motivation kenntlich zu machen und Glauben zu bezeugen. Kennzeichnend ist, dass zugleich unbefangene geschichtliche oder im Ausland bewährte Modelle aufgegriffen, neu erprobt werden und ein breiter sozialer Lernprozess eingeleitet wird. Diakonische Arbeit ist heute nicht mehr ohne Bündnisse, Vernetzungen und Zusammenarbeit mit anderen sozial engagierten Verbänden, Gruppen und einzelnen Menschen möglich. Diakonie beschränkt sich nicht auf Kirchen und Christen. Gott ist in der Welt gegenwärtig auch außerhalb der Kirchen. Die Aufgabe der Humanisierung führt alle Bürgerinnen und Bürger zusammen, gleich welcher Weltanschauung sie sind. Diakonie verzichtet auf kirchliche Bevormundung und fördert persönliche Verantwortung. In kritischer Partnerschaft mit dem Staat geht es ihr um ein Zusammenwirken mit denjenigen Kräften in der Gesellschaft, die für menschenwürdige Lebensbedingungen, ein gerechtes und solidarisches Gemeinwesen eintreten.

Zitierte Literatur:

Johann Hinrich Wichern, Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation (1849), in: Karl Janssen/Rudolf Sieverts (Hg.), Johann Hinrich Wichern. Ausgewählte Schriften, Band 3, Gütersloh 1962, 133-350.

- Eugen Gerstenmaier, „Wichern zwei“. Zum Verhältnis von Diakonie und Sozialpolitik, in: Herbert Krimm (Hg.), *Das diakonische Amt der Kirche*, Stuttgart 1953, 499-546, Stuttgart ²1965, 467-518.
- Kurt Nowak, *Erbe und Auftrag Johann Hinrich Wicherns. Die Geschichtsschreibung der Diakonie als Thema der Kirchengeschichte*, in: Ingolf Hübner/Jochen-Christoph Kaiser (Hg.), *Diakonie im geteilten Deutschland*, Stuttgart u.a. 1999, 204-222.
- Thomas Rauschenbach, *Eine neue Kultur des Sozialen*, in: *Neue Praxis* 6/97, 47 ff.